

Laure Wyss: Das letzte Interview

Vor fünf Jahren starb in Zürich die Autorin Laure Wyss (1913-2002) an einer Krebserkrankung. Wenige Monate vor dem Auftreten der Krankheit hatte Jeroen Dewulf als letzter noch die Möglichkeit, sie über ihr Gesamtwerk zu interviewen. Ein Bericht.

“Im Moment bin ich ziemlich aggressiv”, warnt Laure Wyss, indem sie die Tür zu ihrer Wohnung in der Zürcher Altstadt öffnet, und fügt gleich hinzu: “für ein Interview ist dies ideal”. Eine aggressive Frau, so war mir Laure Wyss geschildert worden, eine “Emanze”, wie man sie als Feministin lange bespöttelte. Inzwischen gilt sie als die “Grand Old Lady” der schweizerischen Literatur. Mit ihren 89 Jahren gibt sie selten noch Interviews, aber wenn sie eine Ausnahme macht, gewinnt man zuweilen den Eindruck, einer jungen Frau gegenüberzusitzen. Kein Moment bleibt sie ruhig auf ihrem Stuhl, sie hüpfert und springt, hebt ihre Arme hoch, lacht laut auf, wird ab und zu traurig, schüttelt den Kopf und fährt weiter. Plötzlich aber wird diese kämpferische Frau poetisch, sobald sie von ihrer Angst vor dem weissen Blatt Papier spricht, von der Entstehungsgeschichte ihrer Bücher. In dem Moment vereinen sich unerwartet Autorin und Mutter: “Mich plagt ein Stoff lange. Merkwürdigerweise träume ich dann, dass ich ein Kind bekomme. Und immer sind es Mädchen. Ich weiss aber nicht, wie ich sie anziehen soll. Erst wenn ich die Form gefunden habe, weiss ich, wie mein Buch ausschauen wird. Dann weiss ich auch, mit welchen Kleidern ich dieses Mädchen anziehen muss.”

Einer der Irrtümer, auf den man in der Rezeption von Laure Wyss immer wieder stösst, ist, dass sie erst spät angefangen habe, zu schreiben. Dabei hatte sie bereits mit 28 Jahren angefangen, Übersetzungen aus dem Schwedischen und später auch aus dem Französischen zu publizieren. Auch die Tatsache, dass sie zwischen 1945 und 1979 als Journalistin tätig war, betrachten viele nicht als “das wahre Schreiben”. Problematischer noch findet Sie, dass sogar ihre ersten Bücher mit Reportagen nicht ernst genommen wurden: *“Es war manchmal hart. Meine ‘edlen Kolleginnen’ haben mich oft schnöde behandelt. Ich war immer zwischen allen Stühlen, als Journalistin und Feministin, die anfing, Bücher zu schreiben. Viele fanden es arrogant, dass jemand wie ich, die Erfolg hatte als Redakteurin, auch noch Bücher schreiben wollte. Dass man mich lange nicht ernst genommen hat, kränkt mich bis heute.”* Lächelnd fügt sie hinzu: *“Aber nur ein bisschen”*. Dass heute die literarische Bedeutung der Reportage auch in der Literaturwissenschaft anerkannt wird, macht ihr merkbar Freude: *“Endlich! Endlich! Endlich!”*, ruft sie und fährt begeistert weiter, *“Ich wusste lange nicht, warum ich nicht ganz ernst genommen wurde. Ich dachte immer, dass sei persönlich.”*

Ein anderer Irrtum ist, dass ihr Werk allzu sehr als Frauenliteratur gelesen und somit eingeeengt wird. Selber ärgert sich Laure Wyss über den Begriff, als ob es sich um ein eigenes Genre handeln würde. Für sie rücke ein Begriff wie Frauenliteratur allzu sehr in die Nähe von Alibifrauen – *“das Schlimmste, was es gibt, ja, eine Beleidigung für alle Frauen”*. Sie verweist dabei nach Deutschland, wo Frauen eine Zeit lang bei bestimmten Verlagen “aus schlechtem Gewissen” viel zu wenig kritisch behandelt worden seien. Sie ergänzt aber: *“Dennoch glaube ich, dass Frauen anders schreiben als Männer, weil man als Frau die Welt auch anders erlebt.”*

In ihrem ersten Werk, *Frauen erzählen ihr Leben* (1976), lässt Laure Wyss vierzehn Frauen von ihrem Leben berichten. Sie erzählt, dass ursprünglich etwas anderes von ihr erwartet worden sei: Anlässlich des Jahres der Frau hätte man sie gebeten, ein Buch zu schreiben über die Situation der Schweizer Frauen. Um die Protokolle so authentisch wie möglich zu machen, habe sie sich dazu entschieden, keine Fragen zu stellen, sondern die Frauen einfach reden zu lassen. Was sie dabei interessierte habe, sei die Frage gewesen, inwieweit diese Frauen emanzipiert gewesen seien, ob sie es sich zutrauten, eine eigene Meinung zu haben. Einige seien über das Resultat begeistert gewesen, andere jedoch fühlten sich enttäuscht und meinten: „Ich spreche doch besser, ich spreche doch nicht so ungeschickt“. Die Frage, ob sie die Originale von damals aufbewahrt hat, löst ein kurzes Lächeln hervor: *“Ich bin stolz darüber, dass ich alles weggeworfen habe, auch meine Fernsehsendungen. Für mich ist nur das Endresultat wichtig, wie beim Tanz, wo der Höhepunkt lediglich ein flüchtiger Augenblick ist, der gleich darauf vergeht. Die Magie dieses Höhepunkts, darum geht es mir. Diese lässt sich nur kurz spüren, nur ein momentlang und ist unmöglich festzulegen.”*

„Aus dem ersten Buch ist dann das Zweite entstanden“, fährt sie weiter. Sie erzählt, wie diese Frauen damals gefragt hätten, wie es eigentlich bei ihr selber gewesen sei. Da habe sie das Gefühl gehabt: diese Frauen hätten so viel preisgegeben, es sei daher berechtigt, dass es nun an ihr sei, über sich selber Auskunft zu geben. So entstand 1978 *Mutters Geburtstag*, das in der Schweiz zum Bestseller wurde. Kapitelweise wechseln sich Notizen über eine Spanienreise mit Gedanken einer Frau über die Zeit, in der sie sich als allein erziehende Mutter zu behaupten hatte. Die Rolle der Reisenotizen – eine Pilgerreise nach Santiago de Compostela – erklärt sie folgendermassen: *“Ich habe die Reisegesellschaft damals wie die übliche Gesellschaft zu Hause erlebt, die mich ständig kritisierte. Indem ich über diese Reise schrieb, gelang es mir, mich selber in der Gesellschaft zu situieren. Beim Schreiben des Buches versuchte ich mich wieder in die Reisegesellschaft hineinzudenken und so konnte ich mich in einem grösseren Zusammenhang erleben.”* Nicht nur die Szenen wechseln kapitelweise, auch die Erzählerperspektive verändert sich ständig: *“Wenn es ganz intim, ganz schwierig wird, sage ich ‘sie’; ich rede dann von dieser Frau in der dritten Person. Es ist wie eine Ausflucht, aber zur gleichen Zeit kann ich so schärfer mit mir umgehen. Ich fand ‘die A.’ die intimere Form als das ‘Ich’. Die Befragung war schwieriger, wenn ich ‘sie’ sagte, als wenn ich ‘Ich’ sagte, weil dieses ‘Ich’ sich immer verteidigen wollte.”*

Ab 1979 fing Laure Wyss damit an, Gerichtsberichte für die Zeitung zu schreiben. Die ersten Kontakte mit dem Gericht sind eng mit der Entstehungsgeschichte ihres dritten Buches – *Ein schwebendes Verfahren* (1981) – verbunden. Osman Keskin, ein türkischer Junge, der in der Schweiz aufgewachsen war, hatte seine Eltern ermordet. Laure Wyss ist dem Fall nachgegangen. Im Nachhinein zeigt sie sich nach wie vor verärgert über die Klischees und Vorurteile, mit denen sie während ihrer Recherchen konfrontiert wurde, dies sowohl von schweizerischer als auch von türkischer Seite. So erinnert sie sich an ein Gespräch mit einem Schweizer Polizisten, der Unverständnis dafür zeigte, dass die Eltern ihren Sohn unbedingt ans Gymnasium schicken wollten. Dabei seien die beiden Eltern Akademiker gewesen. Sie erzählt aber auch, wie die Verwandten aus Istanbul die einfachen Schweizer Nachbarn der Familie Keskin verachtet hätten. Indem sie von diesem Ehepaar Tanners redet, wird ihr Stimme schwerer; die Erinnerungen rufen sogar heute noch, 24 Jahren nach den Fakten, Tränen bei ihr hervor: *“Das wollte ich auch*

schildern, dass es eben auch solche Schweizer gibt. Sie haben sich damals um den kleinen Osman gekümmert, er war fast wie ein Sohn für sie. Die beiden haben dann auch wahnsinnig gelitten. Dabei waren sie es, die das Blut des Massakers wegwaschen mussten. Diese Nachbarn sind später zum Flugplatz mitgefahren, als die Särge der Eltern in die Türkei geflogen wurden. Sie sagten damals zu mir: 'Wir haben sie bei ihrer Ankunft begrüsst, wir wollten sie auch bei ihrer Rückkehr sehen.'"

Die Beschäftigung mit dem Gericht gab Anlass zu einem zweiten Buch: *Liebe Livia* (1985). Es handelt sich dabei um eine Art Tagebuch, worin von einer Freundschaft zwischen Vera, einer Journalistin, und Livia erzählt wird. Livia ist Gefangene. Ihr wird vorgeworfen, zusammen mit ihrem Freund Terroristen unterstützt zu haben. *"Mich hat damals"*, sagt Laure Wyss, *"das Thema Freiheit interessiert"*. Und wiederum habe sie ein Extremfall gesucht: *„Es gibt keinen besseren Ort, um etwas über die Freiheit zu erfahren, als im Gefängnis.“*

1987 erschien ein Sammelband mit Reportagen aus dreissig Jahren: *Was wir nicht sehen wollen, sehen wir nicht*. Vor allem die Frage des Frauenstimmrechts habe sie dabei lange beschäftigt, *"es ging so weit"*, sagt sie, *"dass, als 1959 die Revision des Artikels 74 zum Frauenstimmrecht verworfen wurde, ich die ganze Nacht geweint habe. Ich habe dies als persönliche Beleidigung aufgefasst."* Ob sie Verständnis habe für jene Frauen, die damals gegen das Frauenstimmrecht gewesen seien? *"Gar kein Verständnis!"*, ruft sie und springt dabei fast aus ihrem Sessel: *"Gar keins!"*, und dann, mit leiser Stimme: *"Gar keins"*, und damit die Antwort ganz klar ist, fügt sie schliesslich noch hinzu: *"Gar kein Verständnis"*. Begeistert erzählt sie dann aber weiter, von den Änderungen in der Frauenbewegung während den 68er-Jahren und vom grossen Marsch nach Bern, im Jahr 1969. *"Damals haben sogar jene bürgerlichen Frauen gerufen und gepfiffen"*, sagt sie mit glänzenden Augen, *"und da alle ausländischen Korrespondenten in Bern sassen, schämten sich nachher unsere Männer über das Bild der Schweiz in der ausländischen Presse"*.

1994 ist in ihrem erfolgreichen Werk *Weggehen ehe das Meer zufriert* (1994) wiederum eine Frau die Hauptfigur: Christina von Schweden, der Tochter von Gustav Adolf, die sich zum Katholizismus konvertierte und mit Pomp und pästlichem Segen in Rom einzog. Laure Wyss erzählt, dass sie vor vielen Jahren in Schweden auf die Geschichte Aufmerksam geworden sei. Dabei sei Christina in Schweden überhaupt nicht beliebt, was sie auch verstehen lasse, da sie schliesslich als Königin ihr Vaterland verlassen habe. Sie erinnert sich aber daran, dass sie während ihrer Recherchen in Rom merkte, dass Christina auch dort alles andere als beliebt gewesen sei. Als sie im Petersdom ihre Krypta suchte, habe der Wärter über Christina geschimpft: *"Questa pagana!"*.

Nachdem sie mit *Tag der Verlorenheit* (1984) und *Das blaue Kleid* (1989) Erzählungen herausgebracht hatte, publizierte Laure Wyss 1994, zu Überraschung vieler, einen Gedichtband - *Lasca*: *"Ich hatte mir nicht vorgenommen, am Ende meines Lebens Gedichte zu schreiben, aber vieles hat mit einem Überfall auf offener Strasse zu tun, der mich kolossal geprägt hat. Plötzlich konnte ich nicht mehr schreiben und Gedichte waren die einzige Form, in der ich mich endlich, nach vielen Monaten, wieder ausdrücken konnte. Die Tatsache, dass ich im hohen Alter nur kurze Sachen wie Erzählungen, Gedichte, oder Briefe schreibe, hat vielleicht damit zu tun, dass man im Alter immer kürzer formuliert. Zugleich jedoch wurde mein Verhältnis zur Sprache dadurch viel inniger."*

Da klingelt plötzlich das Telefon. Am Apparat ist Elsa, eine Freundin mit der sich Laure Wyss um Obdachlose und Greise kümmert, die sonst keine Verwandten mehr haben. Sogar mit 89 Jahren prägt die soziale Bekümmernis ihr Leben. Das Interview ist jetzt zu Ende; sie greift noch zu ihrem Buch *Laure Wyss: Schriftstellerin und Journalistin* und schaut einige biografischen Daten nach. Während sie blättert, lacht sie kurz auf und schaut mich an: *“Wissen Sie, wenn ich so in meinem eigenen Leben lese, glaube ich, dass ich immer ein Hindernis für meine Bücher gewesen bin”*.

An der Tür sagt sie noch: *“Neulich hatte ich wieder einen Traum von einem Baby. Diesmal wusste ich gleich: ‘Aha, da kommt ein neues Buch’. Mit den Jahren wird man halt gescheiter in so Sachen. Das Problem aber war, dass ich diesmal kein Mädchen, sondern einen Buben bekam. Da dachte ich: ‘Jetzt wo ich endlich weiss, mit welchen Kleidern man ein Mädchen anzuziehen hat, schicken sie mir ausgerechnet einen Knaben’.*”

Jeroen Dewulf

Laure Wyss wurde 1913 in Biel geboren. Nach der Matura lebte sie ein halbes Jahr in Paris und fing nachher ein Filologiestudium an, zuerst in Zürich, später in Berlin. 1937 heiratete sie einen in Zürich aufgewachsenen Deutschen und folgte ihm nach Stockholm. Dort pflegte sie Kontakte zu Emigranten und politischen Flüchtlingen. Während des Krieges übersetzte sie Protestbriefe der evangelischen Kirchen Dänemarks und Norwegens, die in die Schweiz geschmuggelt und vom Zürcher *Evangelischen Pressedienst* publiziert wurden. 1942 kehrte sie mit ihrem Ehemann zurück in die Schweiz, lebte drei Jahre in Davos und liess sich scheiden. Sie zog nach Zürich und arbeitete dort als Redaktorin beim *Evangelischen Pressedienst*. 1948 wurde sie schwanger und verliess den *EPD*. Zwischen 1950 und 1962 war sie verantwortlich für die Frauen- und Kinderbeilage des *Luzerner Tagblatt*, ab 1958 verknüpfte sie diese Arbeit mit einer Tätigkeit beim Schweizer Fernsehen. 1962 wechselte sie vom *Luzerner Tagblatt* zum *Tages-Anzeiger*, wo sie 1970 mit Peter Frey und Hugo Leber das *Tages-Anzeiger Magazin* gründete. 1979 verliess sie den *Tages-Anzeiger* und arbeitete als Gerichtsberichterstatteerin und Kommentatorin am Radio. Ab 1976 lebte sie als freie Schriftstellerin.